Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 22

Artikel: Rätselhäfte Menschen

Autor: H.Z.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-638949

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

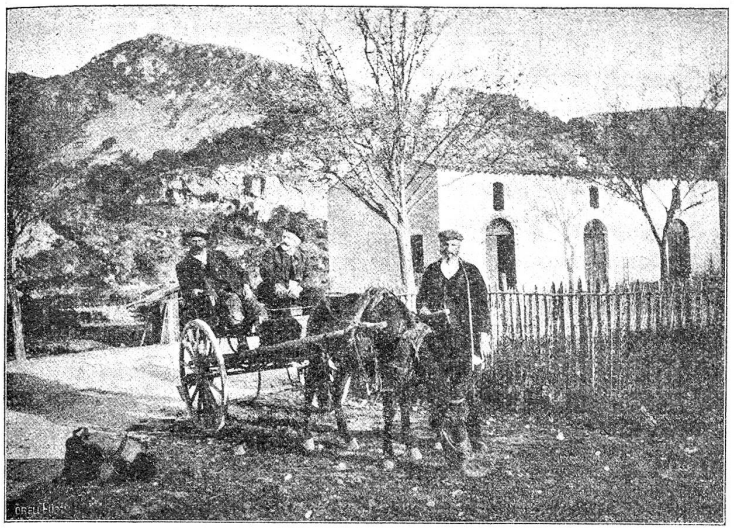
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Bei der Station Francardo.

Bastia noch unentwegt zu ihm, während allerdings die übrigen Landesteile gut republikanisch geworden sind.

Wir waren gerade in die Zeit der Wahlkämpfe für die französische Abgeordnetenkammer gekommen. Ein Manifest „aux Corses“ hing als großes, gelbes Plakat an den Mauern. Ich konnte mir ein solches erobern. Es hebt also an:

„Pendant dix-huit siècles, nos aïeux offrirent à l'Europe le spectacle saisissant d'un petit peuple qui veut rester libre, maître absolu de ses destinées. Cet ardent amour du sol natal communiqua à nos pères l'énergie, la force de résister aux invasions étrangères, de conquérir enfin leur émancipation politique. La situation de la Corse est aussi grave, aujourd'hui, qu'aux heures tragiques de l'indépendance. Notre liberté n'est pas en péril, mais notre existence matérielle se trouve menacée.“

Es wird dann der Behauptung von der „misère“ und dem „dénuement actuel de la Corse“ das nötige Relief verliehen. Für die andern französischen Departemente und selbst die entferntesten Kolonien werde alles mögliche getan, für die vernachlässigte Insel nichts. Die Malaria verbiete den Zugang zu den fruchtbaren Ebenen, die Kommunikationsmittel seien zu gering und zu teuer und verhindern die Ausbeute der Bodenreichtümer. Ergo, wählet am 24. April Leute, die die pflichtvergessene Regierung gehörig mahnen werden, hierin Wandel zu schaffen, und hierzu sind selbstverständlich die Opponenten der Regierung, die Bonapartisten, am besten geeignet. Besonders erwähnen möchte ich von den Postulaten noch diejenigen für die Wiederaufforstung der Berge, für Schaffung von Weideplätzen, Bewässerungsarbeiten, Ausbau des Eisenbahnnetzes von Ajaccio und Ghisonaccia gegen Bonifacio an der südlichsten Ecke und von Ajaccio gegen Vico, eventuell später Calvi, für Dampferlinien nach Tunis und Algier.

Ich stand auf dem Hafendamm, ließ den Blick schweifen übers blaue Meer und knüpfte mit einigen Herren der besseren Stände von Ajaccio ein Gespräch an, das sich in ähnlichen Grundakkorden bewegte. „Aber Ihr Boden ist zu unfruchtbar, zu wenig humushaltig, zu trocken, und wo kein Wasser vorhanden, gedeihen die schönen Waldbäume nicht,“ warf ich ein. „Wo es an Wasser fehlt, könnte man Oliven- und Mandelbäume pflanzen, die sich durch ihre ölige Substanz vor dem Verdursten schützen. Um etwas Erkleckliches für das verlassene Land zu tun, müßte man die Macchia mit den Erikawurzeln und dem andern Gesträuch ausreuten und Weide- oder Ackerboden gewinnen. Aber hierzu bedarf es des Geldes, und in Korsika gibt es keine Banque Agricole, keine Bodenkreditanstalt, welche die nötigen Summen sukzessive vorstreckt. Frankreich legt sein vieles Geld lieber in die vom Unheil verfolgte Marine und wirft es dem früher befeindeten Rußland in den Rachen.“

Ich möchte noch von mir aus beifügen, daß sich einige landwirtschaftliche Schulen im Programm sehr hübsch ausnähmen; der Korse bedarf dringend der Belehrung in solchen Dingen, denn er versteht nicht einmal seine Hauptprodukte, Oel und Wein, richtig auszunützen, d. h. konkurrenzfähig zu machen.

Von diesem korsikanischen Zukunftsbilde ablenkend, wandten wir uns einem Stück greifbarer, praktischer Verbesserung zu: der Vergrößerung von Ajaccios Hafen. Die im Bau begriffene Verlängerung des Dammes um 100 Meter kostet über 1½ Millionen Franken. Es werden teils auf dem Lande, teils am Platze selbst Betonblöcke von 50 Tonnen Gewicht hergestellt und auf Rollwagen hertransportiert. Mittelst Kranen hebt man sie in die Höhe und versenkt sie ins Meer.

Vor den Cafés der ziemlich breiten, mit großen Häusern und Palmen besetzten Hauptstraßen sieht man viele Absinthtrinker sitzen. Syphilitische Kinder sind keine Seltenheit. Industrien weist Ajaccio kaum mehr auf als Bastia. Einzig etwas Tabakfabrikation — man verwendet mittelamerikanische Tabake — scheint zu gedeihen. Eine Arbeiterin verdient bei zehnstündiger Arbeitszeit 2 Franken. Dann besichtigten wir eine kleine Nudelfabrik, die originell genug aussah: ein kleines Lokal an der Hauptstraße, dem Cours Napoléon; darin ein Pferd am Göpel, wobei der Teig geknetet und die Nudeln zur Maschine herausgepreßt wurden.

Schöne Spaziergänge dehnen sich nach Westen aus: der prächtige Strand, mit Batterien zur Verteidigung des Hafeneingangs, der Exerzierplatz mit einer unbedeutenden Grotte, in der Napoleon als Knabe gerne gespielt haben soll. Im Norden, zwei Stunden von der Stadt, mitten auf der Landzunge von Ajaccio, erheben sich einige kuppenförmige, aussichts- und gartenreiche Berge bis 800 Meter. Auf einem derselben steht das stolze Schloß der mit Glücksgütern gesegneten Grafen Pozzo di Borgo, ein mächtiger Luginsland, der 10 Millionen Franken gekostet haben soll und aus den Trümmern der Tuilerien in Paris erbaut wurde.

(Schluß folgt.)

Rätselhafte Menschen.

Wenn wir von dem römischen Schriftsteller Sueton vernehmen, daß während der Regierungszeit des Kaisers Domitian in Kleinasien plötzlich ein Mann auftauchte, der sich als Kaiser Nero ausgab, und der auf der Flucht vor den Kriegern des rechtmäßigen Herrschers gefangen genommen und als Betrüger entlarvt hingerichtet wurde, so scheint uns das nichts besonderes zu sein. Es gab zu allen Zeiten und in allen Ländern Hochstapler, die meist mit Erfolg sich als Fürsten ausgaben, dem Volke durch ihr kühnes Auftreten imponierten und es betrogen. Sie sind plötzlich da, als Baron in Zürich oder in einer andern Weltstadt, als Hauptmann in Köpenick usw. Und ebenso rasch verschwinden sie ab der Bildfläche, nachdem sie ihre Rolle kurze Zeit gut gespielt haben. Ihr Ende ist in der Regel mehr romantisch und komisch, als tragisch, und auf keinen Fall heroisch. Die Nachwelt ist über sie nicht im Zweifel.

Die Geschichte weiß uns aber von anderen Menschen zu erzählen, über deren Herkunft Zweifel bestehen und die uns durch ihr geheimnisvolles Auftauchen oder ihr Ende Interesse abgewinnen. So berichtet uns Tacitus von einem anderen Nero, der in Griechenland auf der Insel Delos auftauchte. Er hatte denselben dicken Leib, den gleichen mächtigen Glatzkopf, wie der Imperator, der nach Berichten aus Rom durch Selbstmord geendigt hatte. Er erzählte eine abenteuerliche Fluchtgeschichte und gewann großen Anhang. Denn der geschichtliche Nero wurde vom Volke geliebt, er war nicht der Christenverfolger und das Scheusal,

wie ihn Sienkiewicz in „Quo vadis“ schildert, und man wünschte den toten Kaiser sehnlich zurück. Der falsche Nero wollte reguläre römische Soldaten für sich gewinnen, die auf zwei Galeeren von Mysenum herkamen. Sie brachten ihn in die Hauptstadt. Er stürzte sich, genau wie der wirkliche Nero, in sein Schwert. Wer er war wußte niemand.

Aehnliches Aufsehen erregte im Anfang des verflossenen Jahrhunderts der Uhrmacher Karl Wilhelm Naundorff aus Spandau. Er gab an, der zweite Sohn des unglücklichen Louis XVI. zu sein, der während der großen Revolution auf dem Schaffott geendet hatte. Wir wissen, daß dieser Sohn Ludwigs nach seinem und Marie Antoinettes Tode zu einem Schuhmacher namens Simon kam, der durch schlechte Kost und Prügel dafür sorgte, daß der junge Bourbone bald das Zeitliche segnete. In einer Kalkgrube wurde sein Leichnam bestattet, aber als man 20 Jahre später nach den Ueberresten forschte, fand sich nichts. Sofort hieß es, der Prinz sei gar nicht gestorben gewesen. Man habe ihn einfach irgendwie beiseite geschafft. Naundorff hatte ganz das Aussehen eines Bourbonen, sein Auftreten hatte trotz seiner ärmlichen Erziehung etwas vornehmes, adliges. Es bildeten sich Gesellschaften mit namhaften Geschichtsforschern, welche „die Wahrheit“ herausbringen wollten; aber die Geschichte blieb dunkel. Die Ansprüche Naundorffs wurden nicht anerkannt, und er starb arm. Wer er war, weiß man nicht. Seine Reste liegen in Delft in Holland begraben. Ein Grabstein, auf Veranlassung König Wilhelms II. von Niederlanden gesetzt, verkündet:

„Ici repose
Louis XVII, Charles Louis, Duc de Normandie,
Roi de France et Navarre,
né à Versailles le 27 mars 1785
décédé à Delft le 10 août 1845“

Paris, das seinen Ludwig XVII. nicht aufnehmen wollte, sah in seinen Mauern andere Abenteurer, die vorgaben, fürstlichen Ursprungs zu sein. Im siebzehnten Jahrhundert trieb sich zwanzig Jahre lang der persische „Chan“ Sei Faga am französischen Hofe herum. Er behauptete, durch Intrigen aus seiner Heimat vertrieben worden zu sein. Die französische Regierung glaubte und unterstützte ihn bis zu seinem Tode. Später kam aus, daß der angebliche Chan ein ungetreuer Zollbeamter war.

Anders erging es einem „König der Abessinier“ mit Namen Prinz Zaga, der zur Regierungszeit Richelieus in der französischen Metropole auftauchte und die Gemüter durch eine abenteuerliche Fluchtgeschichte erregte. Der Kardinal, dem er nicht paßte, ließ ihn vergiften.

Die Mark Brandenburg hat ihren „falschen Woldemar“ erlebt und Lissabon den falschen König „Don Sebastian von Portugallien“. Die Geschichte dieser beiden ist jedoch unbedeutend, sie wurden beide nach einiger Zeit als Schwindler entlarvt.

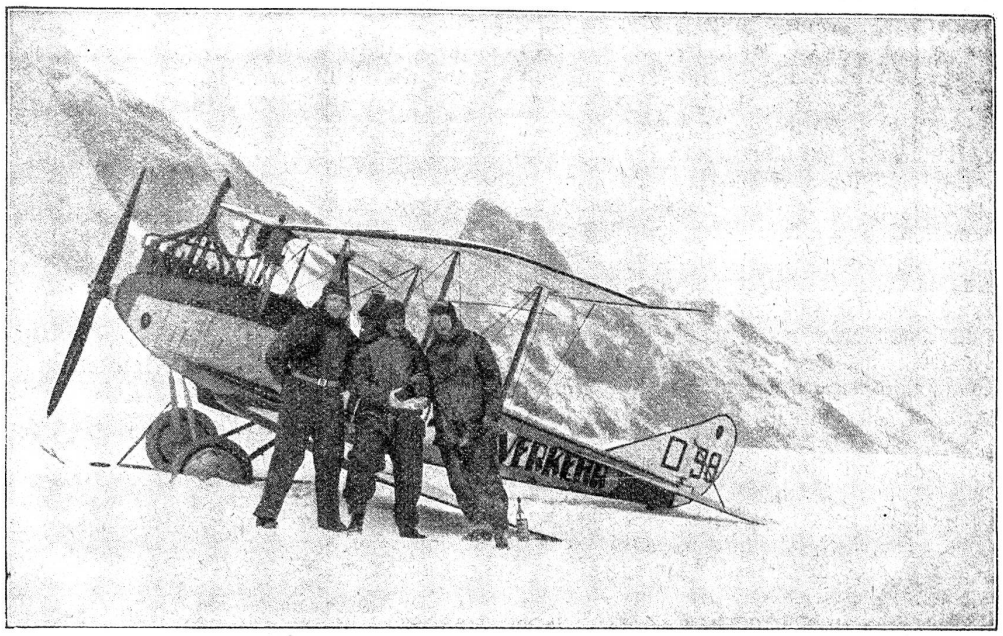
Unaufgeklärt und für die Geschichte von viel größerer Wichtigkeit ist das Auftreten des „falschen Demetrius“ in Rußland, der behauptete, ein Sohn Iwans des Schrecklichen zu sein. Iwan hatte zwei Söhne, Feodor und Demetrius. Sie waren beide noch Kinder, als der Vater starb. An Feodors Stelle übernahm ein Verwandter, Boris Godunow, die Regierungsgewalt. Er hatte Absichten auf den russischen Thron. Er schaffte Demetrius, den jüngeren Prinzen, durch Mörder aus der Welt. Feodor war ein Schwächling und starb bald, nach bestimmten Quellen wurde er von Boris vergiftet. Boris gelangte auf den Thron. Von Gewissensbissen geplagt, litt er an einer Art Verfolgungswahn, traute keinem mehr und organisierte im ganzen Lande herum ein Spitzelwesen, unter dem das Volk arg litt. Man haßte ihn und wünschte Iwan zurück. Daß er die Zarin-Mutter in ein Kloster einsperren und wie eine Gefangene behandeln ließ, brachte ihm bei den Russen wenig Liebe ein. Es bildete sich eine Legende, Demetrius lebe noch. Seine Mutter, die den Mordanschlag geahnt habe, habe den Prinzen mit dem Sohn eines Popen vertauscht, und dem Popensohn hätten die Mörder den Hals abgeschnitten. Demetrius jedoch lebe unter den Kosaken. — Und eines Tages tauchte er in Litauen auf. Ein Bedienter des polnischen Fürsten Adam Wischnewetzki wurde krank. Man glaubte, es gehe mit ihm zu Ende und holte den Geistlichen. In der Beichte verriet der Sterbende, Demetrius zu sein. Er bestätigte, bei den Kosaken aufgewachsen zu sein. Als Beweis für seine Herkunft wies er ein mit Edelsteinen besetztes Kreuz vor. Nach der Beichte genas er, sammelte ein Heer und zog gegen Moskau. Boris starb durch Selbstvergiftung, und ohne Schwierigkeiten wurde Demetrius Zar. Vor allem Volke wurde eine rührende Erkennungsszene mit der Zarin-Mutter gefeiert, und der „Sohn“ ließ ihr Gemächer im Kremel herrichten. Er besuchte sie jeden Tag und behandelte sie, wie ein Sohn eine Mutter behandelt, die für ihn so gelitten hat. Demetrius heiratete mit großem Pomp eine polnische Prinzessin. Sie war römisch-katholischer Konfession. Sie und die polnischen Gäste störten das griechisch-katholische russische Volksempfinden. Demetrius gab nichts auf Traditionen und machte sich durch allerlei Neuerungen unbeliebt. Verschwörungen entwickelten sich gegen ihn, doch er war so vertrauensselig, daß er nicht auf die Warnungen hörte. Eines Tages drangen die Verschwörer in die kaiserlichen Gemächer ein, der Zar wurde erschlagen und auf den „roten Platz“ vor dem Kremel hinuntergestürzt, wo der Pöbel drei Tage lang mit seinem Leichnam Unfug trieb. Die Mutter wurde gezwungen, den Toten zu verleugnen. Es hieß, es sei ein entlaufener Mönch, Gregor Otrepiew, der Sohn armer Landadeliger. Sein Leichnam wurde dann verbrannt, die Asche in eine Kanone gestopft, die man abfeuerte. — Wer Demetrius war, wissen die Geschichtsschreiber nicht sicher. Es sind bloß Anzeichen vorhanden, daß er nicht „echt“ war, obschon er es allem Anschein nach selber glaubte.

Die allermerkwürdigste Gestalt unter den „falschen“ Fürsten ist Balduin von Flandern. Als Graf nahm er am Kreuzzuge teil und wurde Kaiser von Romanien. Als er zu einem Streite mit den Bulgaren aus seiner Residenz Konstantinopel wegritt, fiel er in die Hände der Feinde und wurde in der Gefangenschaft getötet. Sein Bruder Heinrich von Angre wurde Kaiser. — Da tauchte zwanzig Jahre später in Flandern Balduin plötzlich wieder auf. Seine Tochter Johanna regierte, sie erließ einen Haftbefehl gegen den Nebenbuhler, der ihr Vater zu sein behauptete. Er war ein würdiger Greis in armenischer Pilgertracht und erzählte, er sei aus bulgarischer Gefangenschaft entwichen und in die Hände syrischer Sklavenhändler gefallen. Deutsche Kaufleute hätten ihn befreit. Er glich dem „wahren“ Balduin wie ein Ei dem andern, er kannte Flanderns Geschichte und die Adeligen. Die Gräfin Johanna schickte Gesandte nach Bulgarien, um die Sache aufzuklären. Sie kamen mit dem Bericht zurück, der „wahre“ Balduin sei wirklich hingerichtet worden, von einer Flucht wolle niemand etwas wissen. Da flüchtete Johanna zum französischen König. Dieser ließ Balduin zu sich kommen. Nach der Unterredung war er so im Zweifel über seine Echtheit oder Unechtheit, daß er ihn laufen ließ. Johannas Leute aber faßten ihn ab und spannten ihn auf die Folter. Hier gestand er, Bertrand de Rans zu heißen und aus der Champagne zu stammen. Da ließ ihn Johanna hinrichten. Im letzten Augenblicke seines Lebens rief er, seine Tochter trage ein Muttermal, das nur ihm bekannt sei. Die Tochter schrie auf: „Alors, c'est mon père!“ — aber es war zu spät. Balduin war schon tot. Johanna trauerte um ihn und ließ ein Sühnehospital errichten. Zeitlebens machte sie der Gedanke unglücklich, ihren eigenen Vater hingerichtet zu haben.

Alle diese „falschen“ Fürsten als bloße Hochstapler und geriebene Schauspieler zu bezeichnen, scheint mir nicht gerechtfertigt zu sein, besonders wenn wir bei verschiedenen von ihnen vernehmen, daß sie selber daran glaubten, diejenigen

zu sein, die zu sein sie vorgaben. Man hat es hier möglicherweise mit einer Art von Wahnsinnigen zu tun. Als ich vor Jahren einmal eine unserer Irrenanstalten besuchte, stand in einer Ecke eine gedrungene Gestalt mit verschränkten Armen und energischem Kinn. — „Bind mir den Schuh, ich bin Napoleon!" befahl er mir, dabei sah er so drohend aus, daß ich mich einen Augenblick lang fürchtete. Dann antwortete ich: „Dir bind' ich den Schuh nicht, nein!" Sein Gesicht verzog sich spöttisch, und mit einer sehr vornehmen Geste sprach er ruhig: „Du Wurm bist's nicht wert, mir den Schuh zu binden!" und er band ihn selber. Ich erzähle das, um zu zeigen, wie der mit Größenwahn Behaftete die reale Welt, verhalte sie sich wie sie wolle, immer so zu betrachten weiß, daß sein Wahnsystem „richtig ist, daß alles „stimmt", damit er am Wahne festhalten kann. Ja, er benutzt die reale Welt geradezu, um sich die Richtigkeit seiner Wahn-Weltanschauung zu beweisen. Hätte ich dem Kranken den Schuh gebunden, so wäre es ihm Beweis gewesen, daß er Napoleon ist. Als er nun sah, daß ich nicht gehorchte, verdrehte er die Wirklichkeit so, daß er Napoleon bleiben konnte. Ich denke mir, auf ähnliche Art sind all die abenteuerlichen Flucht- und Beweisgeschichten der „falschen" Fürsten entstanden. Das Volk, das einesteils das Geheimnisvolle und Mystische liebt, läßt sich anderenteils von der sicheren Haltung eines Wahnsinnigen leicht betrügen, und wir können überzeugt sein, daß Naundorff nicht der letzte Rätselhafte war, der die Weltgeschichte über seine Herkunft in Zweifel läßt.

H. Z.



Eine Flugzeuglandung auf der Zugspitze.

Der bayrische Hauptmann Hailer landete mit zwei Begleitern am 19. März mit einem Rumplerflugzeug auf dem Schneeferner, einer 200 Meter langen und 40 Meter breiten Platte unterhalb des Gipfels der Zugspitze. Die kühnen Luftfahrer kamen infolge eines unerwartet einsetzenden Schneesturmes in eine schwierige Lage; das Flugzeug versank nach kurzer Zeit im Schnee, an einen Rückflug war nicht zu denken, zumal bei der Landung ein Propeller des Flugzeuges geborsten war. Die Lebensmittel waren rasch aufgebraucht. Nach stundenlanger, mühseliger Wanderung gelang es ihnen, die Knorrhütte zu finden und von dort nach Garmisch hinabzusteigen.

Erkauftes Schweigen.

Die bulgarische Revolution, die den schachernden Westen einen Augenblick lang erschreckte, hat sich als eine harmlosere Bewegung herausgestellt, nichtsdestoweniger besteht sie als eine gegen die Nebenregierung Wrangel im Lande gerichtete Attake der breiten bäurischen Massen, wobei die Ministerialpartei Stambulijskis und die Kommunisten durchaus einig sind in der Ablehnung der konterrevolutionären Machenschaften innerhalb Bulgariens. Das Verschwörernetz ist auf die immer heftiger werdenden Warungen der Linken hin aufgedeckt, die Entwaffnung durchgeführt worden — falsch an den ersten Meldungen war, daß die königliche Regierung die Gewalt an die Republikaner abgetreten habe.

Belgrad interveniert also nicht. Indessen das Problem Bulgariens existiert. Und mehr: Die Gruppierung der Balkanvölker in eine französisch-englische Partei, welche im Augenblick herrscht, und eine russisch-deutsche, welche durch die Friedensverträge vergewaltigt wurde, besteht seit vier Jahren, hat bloß die Epoche der dreibundfreundlichen und ententophilen Spaltung abgelöst. Will man wissen, wie drohend die augenblickliche Gefahr einer neuen Entzündung sei, so muß man alle jene Vorgänge beobachten, die sich in Polen, Ostgalizien, Bessarabien und Jugoslavien abspielen; die Machenschaften der Verschwörer sind aber nur die eine der wirkenden Gestalten, die Gegenwirkung der englischen Politik, welche die Finanzierung einer militärischen Aktion verhindern und die Wiederherstellung des Handels fördern möchte, ist augenblicklich viel stärker und hat alle Aussicht, die Emigrantenpolitik und die mit ihr verbündeten Strömungen in den verschiedenen Staaten zu durchkreuzen.

Die Arbeit wird der englischen Versöhnungspolitik leicht gemacht dank den Bedürfnissen sämtlicher Staaten nach Ruhe. Frankreich, das in seinen nationalistischen Extremen Poincaré als einen viel zu geduldigen Meister Deutschlands angreift, ist bereit, sich der militärischen Aktionen zu enthalten, wenn eine internationale Anleihe zustande kommt, wodurch seiner eigenen Kasse die nötigen Milliarden zuströmen. Morgan seinerseits, auf den es ankommt, hat sich zur Förderung einer Anleihe bereit erklärt, wenn Frankreich das „Objekt", welches für die Anleihe haften soll, Deutschland, nicht versehren wird, also auf das Ruhrgebiet verzichtet. Damit würde einer der bedenklichsten Punkte aus der Diskussion verschwinden, den Franzosen hätte man sozusagen ein Ruheversprechen abgehandelt, und wie teuer es auch bezahlt sei, vorläufig macht es den Anschein, als ob Deutschland bezahle. Es wird ja bezahlen, hat es doch durch seinen Finanzminister Hermes vor der Reparationskommission neue Steuern versprochen, die mindestens die Hälfte der von Paris geforderten 60 Papiermilliarden ausmachen und eine Finanzkontrolle zugestanden, die wenigstens einen Teil der Rechte nach sich zieht, welche die Entente gefordert hat. Gehen nun die goldreichen Amerikaner auf das Pumpgesuch ein, trotzdem jede neue Steuerlast das „Objekt" verschlechtert, so können wir nach langen Monaten schlimmster Spannung endlich aufatmen und mindestens zusehen, in welcher neuen Richtung sich die ungleiche Belastung der verschiedenen Wirtschaftsgebiete auswirken werde. Bisher hatte man nach jeder deutschen Zahlung einen Valutafall, nun arbeitet dieser Misere die Emissionsbeschränkung geradenwegs entgegen; sehen wir zu, ob damit auch die Aufwärtsbewegung der deutschen Preise, welche einen Ausgleich der Weltmarktpreise